

Zur Diskussion gestellt

Warum der »Zwiebelfisch« nicht in den Deutschunterricht gehört

Péter Maitz und Stephan Elspaß

1. Die merkwürdige Erfolgsgeschichte des »Zwiebelfischs« – und wie man sich dazu verhalten kann

In Heft 34, 2/3 (2007: 306 f.) »Für Sie gelesen« der Info DaF ist eine Rezension über den dritten Band von Bastian Sicks Fortsetzungswerk *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* (Sick 2006) erschienen. Sicks Buch scheint die Rezensentin begeistert zu haben, denn ihr Gesamturteil ist eindeutig und ohne jegliche Einschränkung positiv:

»Abschließend kann ich mich nur dem Umschlagtext anschließen, der besagt: ›Lese nicht irgendein Buch, sondern lies dieses Buch!«

Nun steht die Rezensentin mit ihrer Begeisterung offenbar nicht alleine da. Sicks Online-Kolumne »Zwiebelfisch« hat eine große Fangemeinde, seine Bücher verkaufen sich sehr gut, und der Autor wird in manchen Medien schon als Star gefeiert: Tausende von Interessierten hörten ihm im März 2006 im Rahmen der – auch von der Guinness-Redaktion als Weltrekord anerkannten – »größten Deutschstunde der Welt« (so die Homepage des Verlags) zu. Dagegen, dass sprachliche – und noch genauer: *grammatische* – Fragen (denn darum geht es in Sicks Büchern

überwiegend) durch den »Zwiebelfisch« Aufmerksamkeit gewinnen, können Sprachwissenschaftler im Grunde nichts haben – im Gegenteil. Etwas anderes ist freilich die hinter diesen Büchern stehende Auffassung von Sprachpflege und Sprachkritik, mit der wir als Sprachwissenschaftler nichts gemein haben, wie wir im Folgenden zeigen wollen.

Der unmittelbare Anlass unseres Zwischenrufs aber ist also der Abdruck der Rezension in Info DaF als Fachzeitschrift für Deutsch als Fremdsprache. Die »Zwiebelfisch«-Kolumnen sollten zunächst – nach Sicks eigenem Bekunden – nur unterhalten (Sick 2004: 9). Inzwischen sehen jedoch breite Kreise der deutschsprachigen Öffentlichkeit Sick offenbar bereits als Instanz in Sachen Sprachpflege und Sprachberatung, an die sich unsichere LeserInnen in sprachlichen Fragen wenden. Schon berichten Kollegen etwa aus Russland, dass die Bücher Sicks dort gern im DaF-Unterricht herangezogen werden, und im Saarland soll – wenn man der Wikipedia-Seite über Bastian Sick Glauben schenken darf – »Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod« im Schuljahr 2005 in den Kanon der Pflichtbücher für das Abitur aufgenommen«

worden sein (http://de.wikipedia.org/wiki/Bastian_Sick; aufgerufen am 31.7.2007).

Diese offenbar verbreitete Begeisterung für den Autor der »Zwiebelfisch«-Kolumnen können wir freilich nicht teilen. Eins sei gleich festgehalten: Wir sehen keinen Makel in der Tatsache, dass Sick – als Romanist und Geschichtswissenschaftler – keine sprachgermanistische Ausbildung erfahren hat. Sick fehlt aber offenbar eine sprachwissenschaftliche Fundierung. Und so sind es rein fachlich begründete Argumente, die uns im klaren Gegensatz zur erwähnten Rezension eindeutig Stellung gegen die Empfehlung beziehen lassen, Sicks Bücher oder Kolumnen in der sprachlichen Ausbildung an NichtmuttersprachlerInnen (oder auch MuttersprachlerInnen) zu verwenden. Ein wichtiges Argument ist, dass viele der Sick'schen Texte schon allein wegen eklatanter sachlicher Fehler für einen grammatisch orientierten Sprachunterricht nicht zu gebrauchen sind bzw. vor ihrem Gebrauch geradezu zu warnen ist. Dazu geben wir am Schluss des Beitrags einige Beispiele.¹ Unser wichtigstes Argument aber ist, dass die Auffassungen von ›Sprachrichtigkeit‹ und ›Sprachpflege‹, die in Sicks Büchern immer wieder zum Vorschein kommen, für eine überholte, wissen-

schaftlich unhaltbare und sprachsozial höchst schädliche Position stehen. Wir halten diese für eine Position, die weit mehr und weit größere Probleme und Konflikte im sprachlichen Alltag verursacht, als sie zu lösen vermag, und gegen die wir – zusammen mit zahlreichen KollegInnen an deutschen und ausländischen Hochschulen weltweit – auf argumentativen Wegen zu kämpfen versuchen.

2. Das Konzept der ›Sprachrichtigkeit‹ – bei Sick und in der Linguistik

Das grundsätzliche Problem besteht beim »Zwiebelfisch« und ähnlichen Schriften² aus sprachwissenschaftlicher und sprachsozialer Perspektive darin, dass sie mit einer Vorstellung von Sprachrichtigkeit arbeiten, die sich nicht nur mit dem heutigen Stand der Sprachwissenschaft schwer in Einklang bringen lässt, sondern auch den sprachlichen Interessen und Bedürfnissen einer modernen und toleranten Gesellschaft widerspricht. Die von Sick vertretene und propagierte Sprachrichtigkeitsauffassung entspringt nämlich einer spracharistokratischen, vorwissenschaftlich-normativen Haltung. Selbst wenn er es hier und da implizit oder explizit leugnet oder ablehnt, geht er stillschweigend doch eindeutig davon aus, dass es an der Spitze

-
- 1 Auch wenn das manchem als Spielverderberei erscheinen sollte: Wir bezweifeln allein schon, dass sich etwa der »Test« am Ende des dritten Bands – um die in der oben genannte Rezension, S. 207, möglichen Anwendungsbeispiele aufzugreifen – für »vernünftige Frauenabende oder langweilige Familienfeiern« eignet, und »für Vertretungsstunden in Schulen« taugt er unseres Erachtens nur, wenn das Thema der Stunde ›Sprachkritik‹ lautet und zusammen mit dem Zwiebelfisch gelungenere Texte herangezogen werden (z. B. aus dem Band von Heringer 1982 oder dem Heft von Neuland 2006).
 - 2 Sicks Bücher sind nur die Spitze eines Eisbergs. Es gibt eine Vielzahl ähnlicher, wenn auch weniger ›unterhaltend‹ daherkommender Schriften, von denen nur Urbanek (2002) genannt sein soll. Solche Bücher stehen freilich in einer langen Tradition von Werken, die in sprachpflegerischer Absicht eigene, subjektive Sprachnormen zum Maßstab für ›richtiges‹ Deutsch machen. Das vor den Büchern Sicks prominenteste und verbreitetste Beispiel sind Gustav Wustmanns »Sprachdummheiten« (1903; 1. Auflage 1891, 14. Auflage 1966). Zu dieser langen Tradition vgl. jetzt Law (2007).

einer Sprachbevölkerung Instanzen gibt, die entscheiden können, dürfen und sollen, was sprachlich richtig und was falsch ist – seien es die Duden-Werke, andere Grammatiken und Wörterbücher des heutigen Deutsch oder (mit oder ohne diesen in der Hand) eben bestimmte »Sprachpäpste«. (Interessanterweise werden in diesem Zusammenhang kaum Gruppen genannt – im Gegenteil: Sprachräte etc. betrachtet man eher skeptisch.)

Nehmen wir den Fall der grammatischen ›Sprachrichtigkeit‹: Es gibt ja im Grunde zwei Arten von Grammatiken (vgl. Funk/Koenig 1991: 13 f.), nämlich 1. linguistische (wissenschaftlich-beschreibende) und 2. didaktisch oder pädagogisch angelegte Grammatiken (Lernergrammatiken). Das muss den LeserInnen dieser Zeitschrift nicht näher erläutert werden. Wichtig ist in unserem Zusammenhang, dass erstere nicht dazu erarbeitet wurden, um SchreiberInnen und SprecherInnen bestimmte Sprachgebrauchsformen als die ›richtigen‹ vorzuschreiben. Allererste Aufgabe dieser Werke ist es im Gegenteil, den jeweils aktuellen Sprachzustand, die zu einer bestimmten Zeit beobachtbaren Formen des tatsächlichen Sprachgebrauchs zu beschreiben. Am Anfang war nicht der Duden, an dem sich die deutsche Sprachgemeinschaft zu orientieren hatte, sondern die deutsche Sprachgemeinschaft, deren Sprachgebrauch der Duden u. a. möglichst vollständig zu erfassen versuchten. Daraus folgt dann aber auch, dass es im Grunde nicht nur überflüssig, sondern geradezu sinnlos ist, deutschen MuttersprachlerInnen – außer natürlich (zukünftigen) DeutschlehrerInnen, die in ihrem Beruf ohne explizite Regelbeschreibungen nicht auskommen können – deutsche Grammatiken in die Hand zu geben bzw. ihnen auf Grund dieser Grammatiken Ratschläge zu geben, welche Regeln sie

beim Sprechen oder Schreiben beachten sollten. Denn diese Grammatiken enthalten ja – im Idealfall – ohnehin nur genau das: nicht mehr und nicht weniger als diejenigen Regeln, nach denen sie die deutsche Sprache von vornherein, ohne evtl. jemals eine Grammatik oder ein Wörterbuch in der Hand gehabt zu haben, verwenden. Festgehalten werden muss also Folgendes: Was richtig und was falsch ist, entscheiden nicht die Grammatiken, nicht die Sprachwissenschaftler – und schon gar nicht Bastian Sick. Was richtig oder falsch ist, was also in einer solchen Grammatik zu stehen hat, entscheidet der tatsächliche Sprachgebrauch, d. h. die erwachsenen, in ihren sprachlichen Fähigkeiten nicht pathologisch beeinträchtigten MuttersprachlerInnen. Als wirklich fehlerhaft (agrammatisch) können nur diejenigen sprachlichen Formen angesehen werden, die selbst von MuttersprachlerInnen eindeutig und kollektiv als solche erkannt und beurteilt werden – und dann aber gerade deswegen in der Regel auch spontan, ohne nachschlagen oder nachfragen zu müssen, korrigiert werden können und in der Regel tatsächlich auch korrigiert werden. Obschon Sick das Wesen solcher Grammatiken im Laufe seines Studiums kennengelernt haben müsste, ignoriert er sie zumeist – bewusst oder fahrlässig. Er verweist hier und da auf »den Duden«, greift sich aber dabei nur gerade das heraus, was ihm gerade in den Kram passt. (Man wird auch nicht darüber aufgeklärt, welchen Duden er meint: Mal erwähnt er die Duden-Grammatik – welche der unterschiedlichen Auflagen überhaupt? –, mal greift er zum Duden-Band »Zweifelsfälle«, mal scheint er einfach in eines der Duden-Wörterbücher geschaut zu haben.)

Haben Schriften vom Schlage der Sick-Bücher schon nichts mit dem Zweck wissenschaftlicher Grammatiken zu tun, so

sind sie ebenso wenig in die ehrwürdige Tradition grammatisch-didaktischer Werke einzureihen, die notwendigerweise die einer Sprache inhärenten Regularitäten so weit abstrahieren und vereinfachen müssen, dass sie für FremdsprachenlernerInnen als ›Regeln‹ erlernbar sind.

Wissenschaftlich-beschreibende wie auch didaktische Grammatiken sind im krassen Gegensatz zu den Sick-Büchern *systematisch* aufgebaut und *erklären* sowohl die Regularitäten und Regeln als auch die – übrigens durchaus nicht unregelmäßigen – Ausnahmen (ohne die es die Regeln nicht gäbe). Sick und gleichgesinnte Autoren begnügen sich damit, in ungeordneter Folge bestimmte Regeln *für Gesetze* bzw. bestimmte Formen *für korrekt* und Ausnahmen bzw. abweichende Formen *für unkorrekt* zu erklären – und das aus einer abgehobenen und durch nichts und niemanden legitimierten Position.

Wenn nun aber deutsche MuttersprachlerInnen die in den Grammatiken enthaltenen Regeln ohnehin beherrschen, woraus ergeben sich dann, könnte und müsste jetzt die Frage lauten, trotzdem die zahlreichen Zweifelsfälle und Unsicherheiten im sprachlichen Alltag? Woher kommt das große Interesse an Sprachratgebern, woraus resultiert die begeisterte Aufnahme selbst vom stark nach Unwissen und sprachlicher Intoleranz riechenden »Zwiebelfisch«? Die zwei Schlüsselkategorien, die uns zur Antwort verhelfen dürften, lauten: *Sprachvariation* und *Sprachwandel*.

3. Vom Umgang mit sprachlicher Variation

Die Tatsache, dass jede natürliche Sprache, so auch das Deutsche, *heterogen* ist und in ihren verschiedenen Varietäten Gestalt annimmt, wird auch von Sick nicht geleugnet; im Gegenteil bekundet er z. B. in seinem Buch immer wieder

seine Begeisterung für die regionale Vielfalt, besonders für die deutschen Dialekte. Neben der regionalen Variabilität zeigen natürliche Sprachen auch eine soziale und eine situative Varianz, so dass wir es am Ende – und ganz besonders in Deutschland – mit einem äußerst vielgestaltigen Komplex von Varietäten und ihrer inneren Verflochtenheit zu tun haben (zur Variation im Deutschen siehe z. B. Barbour/Stevenson 1998; Neuland 2004). So wird in Süddeutschland neben den zahlreichen klein- und großräumigen regionalen Varietäten eine Standardvarietät (›Hochdeutsch‹) gesprochen, die aber auch markante regionale Unterschiede zur in Norddeutschland gesprochenen Standardsprache zeigt. Des Weiteren werden natürlich auch in Süddeutschland weitere Varietäten im weiteren Sinne verwendet, so auch verschiedene Register oder Stile (z. B. ›Jugendsprachen‹), die ebenfalls nicht nur fachsprachliche oder gruppentypische, sondern auch typische regionale Merkmale zeigen können. Auch diese ›Varietäten‹ sind also keineswegs homogen, sondern weisen vielmehr auch eine interne Variation auf. Nun ist es so, dass Sprecher in der Regel gleichzeitig mehrere von diesen Varietäten beherrschen, und durch ihre sozialen Kontakte und ihre soziale und geografische Mobilität auch noch mit zahlreichen weiteren von ihnen nicht beherrschten konfrontiert werden. Und genau dieser Varietätenkontakt und diese Varietätenvielfalt sind es, die die Quelle vieler Unsicherheiten und Zweifelsfälle darstellen. Varietäten haben ihre eigenen Regeln und Normen, die sich mehr oder weniger stark von denen anderer Varietäten unterscheiden. Vieles von dem, was uns im sprachlichen Alltag (in Zeitungen, Fernsehsendungen oder bei der spontanen Kommunikation mit anderen) als ›Abweichung‹ ins Auge fällt, ist also keineswegs ein Fehler, sondern einfach nur

eine Struktur einer anderen, uns selbst nicht so sehr vertrauten Varietät. Solche Strukturen als mangel- oder fehlerhaft abzustempeln wäre etwa so, als würden wir von Briten behaupten, sie fahren falsch, weil sie mit ihren Autos in der linken Spur fahren. (Sie verhalten sich natürlich nach den in ihrer Verkehrsgemeinschaft geltenden Regeln völlig richtig.) Was soziales Konfliktpotential in sich birgt, ist allein, das sprachliche oder andere Verhalten von anderen nach unseren eigenen, von vornherein *anderen* Maßstäben zu messen und bewerten zu wollen.

Sick und sein Alter ego (so genau weiß man nie, welche seiner Geschichten authentisch von ihm erlebt, ihm von seinen LeserInnen zugetragen oder schlichtweg erfunden sind) zeichnen sich durch eine ausgesprochene Intoleranz gegenüber Varianten des Deutschen aus, die er im Regelapparat seines Idiolektivs oder beim schnellen Blick in den Duden nicht orten kann. Meist sind es (vermeintlich) mittel- oder süddeutsche Sprachgebrauchsweisen, die er – als vorwiegend in Schleswig-Holstein und Hamburg Sozialisierter – als auffällig markiert (der »Wem-sing«-Fall »im Rheinland« (Sick 2006: 16), die doppelte Verneinung beim »Bayern«, (Sick 2006: 58) oder der »Wowoismus« der Baden-Württemberger (Sick 2006: 142), der auch die – norddeutsch sozialisierte? – Rezensentin belustigte). Und er macht auch deutlich, dass er seine Gebrauchsweise als korrekter betrachtet – so wie er es etwa in der Wiedergabe eines (echten?) persönlichen Gesprächs mit seiner in Thüringen lebenden Cousine demonstriert:

»Eine meiner Cousinen, die in Thüringen lebt, verwendet gelegentlich den Ausdruck ›Ich fahr auf Polen‹. Beim ersten Mal habe ich sie noch **verbessert**: ›Du meinst, du *stehst* auf Polen.« [...]« (Sick 2006: 49 – Kursivsetzung von Sick, Fettdruck durch uns, P.M./S.E.).

Nicht nur Sicks aristokratisch-normative Attitüde, sondern auch die von uns – und von vielen anderen – beobachteten sprachlichen Alltagsprobleme und -konflikte deuten darauf hin, dass der tolerante Umgang mit der erwähnten Varietätenvielfalt in Deutschland bis heute wesentlich mehr Probleme bereitet, als dies in anderen europäischen Sprachkulturen, etwa in Norwegen oder Italien, der Fall ist. Eine solche Haltung ist bei linguistischen Laien, die in diese, aus früheren Jahrhunderten ererbte und den Bedürfnissen einer modernen und toleranten Gesellschaft nicht angepasste Sprachauffassung unwillentlich hineinsozialisiert wurden, höchst verständlich (selbst wenn Norweger oder Italiener darüber etwas überrascht oder verwundert wären). Bei jemandem wie Sick, der aber dieses Laienpublikum mit seinen Büchern nicht mehr nur unterhalten, sondern inzwischen auch orientieren und belehren will, der also zumindest stillschweigend von sich selbst behauptet, er wisse von Sprache mehr als die anderen, ist eine solche Haltung nichts anderes als ignorant.

Dass Sprachgebrauchsformen im deutschen Alltag oft als falsch oder zumindest als fragwürdig angesehen werden und gleich zur verzweifelten Fragestellung »Richtig oder falsch?« führen, hat aber auch noch zwei andere Gründe. Der erste ist, dass die laienhafte, nicht selten aber auch die (pseudo)professionelle Sprachpflege und Sprachkritik (siehe etwa Sick) in Deutschland sehr stark von den Normen der *geschriebenen Standardvarietät* ausgeht: Sie wird als Maßstab zur Beurteilung und Bewertung sprachlicher Formen verwendet – selbst wenn es sich um nicht-standardsprachliche Formen der Alltagssprache handelt (was hier alles möglich ist, zeigt etwa der unter www.uni-augsburg.de/alltagssprache zugängliche »Atlas zur deutschen All-

tagssprache (AdA)«. Die Situation ist mehr als absurd: Eine vollkommen geläufige, d. h. richtige Variante oder Struktur der Varietät X wird deswegen als falsch oder problematisch abgelehnt, weil sie den Regeln der Varietät Y nicht entspricht. So verfährt auch Sick (mehrfach) etwa dann, wenn er über auch von ihm selbst beobachtete gebräuchliche regionale Sprachgebrauchsformen wie *Am Sonntag gehen wir alle wieder schön bei der Oma.* oder *Komm bei Mutti!* nachdenkt und schreibt:

»Das Verwirrende an diesen ›Bei‹-Spielen ist, dass Fügungen wie ›bei Mutti‹ oder ›bei der Oma‹ *nicht grundsätzlich der Standardgrammatik widersprechen*« (Sick 2006: 51, Hervorhebungen durch Fettsetzung von uns – P. M., S. E.).

Zum einen muss man sich hier fragen, was es denn heißen soll, dass eine Fügung nicht »grundsätzlich« irgendwelchen Regeln widerspricht: Entweder widerspricht eine Form einer Regel grundsätzlich, oder sie tut es grundsätzlich nicht. Die Zahl solcher und ähnlicher, sinnlos relativierender Formulierungen ist bei Sick Legion, was eindeutig zeigt, dass er das Phänomen der Sprachvariation im Prinzip zwar offensichtlich (an)erkennt, mit ihm aber in der Praxis nicht umzugehen weiß. Er merkt zwar offensichtlich, dass es sich um alltags-sprachlich geläufige und folglich faktisch richtige Formen handelt, er kann sich aber von seinem latenten Ideal der kultivierten und über allen Varietäten stehenden standardsprachlichen Norm nicht lösen. Und zum anderen: In diesem Fall entsprechen die *bei*-Formen tatsächlich nicht den Normen der geschriebenen Standardvarietät. Der Witz ist jedoch, dass die zitierten Formen ganz offensichtlich überhaupt keine standardsprachlichen Formen sind und folglich auch in keinerlei Hinsicht den Regeln der Standardsprache zu entsprechen brau-

chen: Selbst die Sprecher, die die zitierten Strukturen benutzen, würden diese wohl kaum in der standardsprachlichen Schriftlichkeit gebrauchen. Die Aussage also, dass solche Formen nicht *grundsätzlich* der Standardgrammatik widersprechen, ist nicht nur weiter vollkommen belanglos und überflüssig, sondern auch verunsichernd und irreführend.

Ein weiteres fundamentales Problem ist auch bei Sick, dass er einerseits mit einer gewissen Zuneigung auf die vor allem dialektale Vielfalt des Deutschen herab-blickt, auf der anderen Seite aber einfach nicht mit der Tatsache zurechtkommt, dass auch die Standardsprache Variation zulässt (zu Fragen der Standardvariation vgl. grundsätzlich etwa König 1989; Eichinger/Kallmeyer 2005; Elspaß 2005; Durrell 2004; ein Nachschlagewerk zur Standardvariation im Deutschen ist das »Variantenwörterbuch des Deutschen«: Ammon/Bickel/Ebner et al. 2004). So kommt es immer wieder zu Halb- und Unwahrheiten, z. B. schreibt Sick zur Variation von *sein* und *haben* bei den zusammengesetzten Vergangenheitsformen von *stehen*, *liegen* und *sitzen* im »Glossar«:

»Die Verben ›stehen‹, ›liegen‹ und ›sitzen‹ drücken keine Bewegung aus, daher werden sie standardsprachlich mit ›haben‹ konjugiert: Ich habe gesessen, ich habe gelegen, ich habe gestanden. In Süddeutschland und in Österreich sagt man dennoch ›Ich bin gesessen‹, ›Ich bin gelegen‹ und ›Ich bin gestanden.« (Sick 2006: 222)

Nein, man *schreibt* auch *ich bin gesessen* etc., diese Formen sind *standardsprachlich*, und nicht nur in Süddeutschland und Österreich, sondern auch in der Schweiz, in Liechtenstein und in Südtirol. Absurd wird die auf Homogenität fixierte Standardideologie auf Seite 102, wo er in einem anderen Zusammenhang auf diese Varianten zu sprechen kommt:

»Man denke nur an Beispiele wie: ›Der Schrank hat dort gestanden‹ (**Hochdeutsch**)

und ›Der Schrank ist dort gestanden‹ (**Süd-deutsch**)«. (Hervorhebungen durch Fettsetzung von uns – P. M., S. E.).

Dass der Autor der »Zwiebelfisch«-Kolumnen, wie die Beispiele zeigen, mit dem Phänomen der Sprachvariation fachlich und faktisch nicht angemessen umzugehen weiß und auf diese Weise einen aristokratisch-intoleranten Umgang mit sprachlicher Vielfalt propagiert, hat einen hohen Preis. Diese Haltung bringt nämlich auch in praktischer, sprachsozialer Hinsicht mehr Schaden als Nutzen. Die dogmatische Standardzentriertheit führt nämlich, wie man sieht, auf geradem Wege zu sprachlicher Diskriminierung: Durch die Stigmatisierung von allgemein gebräuchlichen, folglich vollkommen richtigen nicht-standardsprachlichen und manchmal auch standardsprachlichen Formen¹ werden zwangsläufig – im besten Falle nur implizit – zugleich auch wir alle, die solche Formen tatsächlich verwenden, stigmatisiert, unbegründet zurechtgewiesen, falsch belehrt und als in unserem Sprachgebrauch defizitär beurteilt. Und einen solch hohen Preis dürfte man für den »Zwiebelfisch« wohl nicht bezahlen wollen.

4. Vom Umgang mit Sprachwandel

Der andere, genauso wichtige Grund, warum wir im sprachlichen Alltag oft verunsichert sind und an der Richtigkeit von bestimmten Sprachgebrauchsformen zweifeln, ist das Phänomen des Sprachwandels. Sprachliche Veränderungen bzw. Neuerungen, die zum Wesen einer jeden natürlichen Sprache gehören und deren kognitive, kommunikative und sozialsymbolische Funktionalität erst si-

chern, setzen zwangsläufig immer als Abweichungen von der jeweils geltenden Sprachgebrauchsnorm ein. Sie erscheinen zunächst im Sprachgebrauch Einzelner und verbreiten sich dann von dort aus allmählich in immer breiteren Sprecherkreisen. Gerade weil sie noch nicht üblich sind, d. h. von den aktuellen Normen abweichen, werden solche Neuerungen in ihrem Anfangs- und Zwischenstadium tatsächlich auch als ungewöhnlich, eben als neu wahrgenommen und von sprachkonservativen, Neuerungen gegenüber weniger aufgeschlossenen Seelen oft einfach als Fehler abgestempelt. Solche Normverstöße sind allerdings, wie gesagt, die natürlichen, unerlässlichen Keime des Sprachwandels, ohne die wiederum die Sprache auch nicht die wandelnden Bedürfnisse einer Sprachbevölkerung angemessen erfüllen könnte. Die Legitimität solcher zwangsläufig von der Norm abweichenden Neuerungen nicht anzuerkennen und gegen sie zu kämpfen, ist – wie die Erfahrung gezeigt hat – nicht nur sinnlos und vergeblich, sondern es verkörpert zugleich auch eine Haltung, die die Natur der Sprache nicht anerkennt, ja ihr widerstrebt (und gerade deswegen zwangsläufig zum Scheitern verurteilt ist). Freilich setzen sich, wie man das aus der linguistischen Erfahrung weiß, bei weitem nicht alle dieser individuellen sprachlichen Neuerungen durch. Wenn sie sich aber nicht durchsetzen, dann nur in *Ausnahmefällen* als Ergebnis sprachpflegerischer Bemühungen. Und auch umgekehrt: Wenn sie sich durchsetzen, setzen sie sich *auch ohne* sprachpflegerische oder sprachkritische Propaganda durch. Nicht ernst zu nehmen ist daher schon der Auftakt der oben

1 Berühmt-berüchtigte Stigmatisierungsfälle in der Grammatik-Geschichte des Deutschen, wie z. B. temporales *wo*, die *tun*-Fügung, *wegen* + Dativ u. a., untersuchen Davies/Langer (2006).

genannten Rezension: »Bastian Sick ist es mit diesem dritten Band *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* ein weiteres Mal gelungen, das Ableben des Genitivs ein wenig hinauszuzögern« (Seite 306). Sollte der Genitiv im Deutschen sterben, so wird er sterben, egal was Bastian Sick tut; und sollte er doch überleben, so wird dies gewiss nicht dem »Zwiebelfisch« zu verdanken sein. Diese Vergeblichkeit aristokratisch-willkürlicher Eingriffsversuche in die natürliche Sprachentwicklung hat schon vor über hundert Jahren auch Gustav Wustmann, der Verfasser der berühmten, vierzehnfach (!) aufgelegten »Sprachdummheiten« erkannt und bereits im Vorwort zur dritten Auflage resigniert zugegeben:

»Mein Buch hat zwar großen äußeren Erfolg gehabt, aber doch eigentlich wenig genützt [...] Fehler und Geschmacklosigkeiten, auf die ich vor zwölf Jahren als neu auftauchende hingewiesen habe, haben sich inzwischen festgesetzt und werden schwerlich zu beseitigen sein.« (Wustmann 1903, zitiert nach von Polenz 1999: 300)

Sicks zahlreiche, implizit oder explizit wertende, empfehlende oder ablehnende Stellungnahmen zu Fragen und konkreten Fällen des Sprachwandels sind aber nicht nur aus diesem Grund prinzipiell verfehlt und daher praktisch sinnlos. Nicht nur auf den natürlichen Verlauf des Sprachwandels vermag er keinen Einfluss auszuüben, sondern auch Orientierungshilfen zu geben ist er aus der Natur der Sache heraus außer Stande. Und nicht nur er, auch der Duden oder sonstige wissenschaftlichen Grammatiken sind es in der Regel, und zwar aus zwei Gründen:

1. Die Unsicherheiten und Zweifelsfälle, die sich daraus ergeben, dass durch den Sprachwandel entstandene neue, noch nicht allgemein verwendete Formen ne-

ben den gängigen existieren, können auch mit Hilfe von Grammatiken nicht geklärt werden. Beschreibende Grammatiken sind nämlich bloße »Momentaufnahmen« vom Sprachgebrauch einer jeweiligen engeren Zeitperiode. Da aber der Sprachwandel eben einen kontinuierlichen, nie aufhörenden Prozess darstellt, hat dies zwangsläufig zur Folge, dass Grammatiken gerade in Bezug auf solche jüngsten oder gerade laufenden Sprachwandelprozesse, d. h. Neuerungen, vielfach schon zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung veraltet sind. Beschreibende Grammatiken, aber auch Wörterbücher rennen dem Sprachwandel sozusagen ständig hinterher, können die aktuellen Regeln des Sprachgebrauchs aber selbstverständlich nie einholen. Dies bedeutet, dass weder sprachliche Nachschlagewerke noch der sich auf diese beziehende Sick in der Lage sein können, in auf Sprachwandel zurückführbaren Zweifelsfällen brauchbare Orientierungshilfen zu geben. Ob sich solche Neuerungen allgemein durchsetzen, d. h. unter den SprecherInnen der vom Wandel betroffenen Sprachvarietät allgemein als »richtig« akzeptiert werden, können sie – und vor allem selbsternannte Sprachpfleger – nicht entscheiden; nur die Zeit und mit der Zeit die SprecherInnen selbst können es.

2. Viele der von Sick behandelten, auf Sprachwandel zurückführbaren Zweifelsfälle betreffen, wie schon erwähnt, nicht die Standardsprache, sondern eine der zahlreichen regionalen, sozialen oder situativen Varietäten oder Sprachstile des Deutschen. Die gängigen und auch von Sick als Referenzwerke benutzten Grammatiken enthalten jedoch ausschließlich das Regelwerk der *geschriebenen Standardsprache*.¹ Höchstens am Rande, d. h.

1 Ausnahmen sind z. B. die IDS-Grammatik und die neue Duden-Grammatik von 2005, die ein eigenes Kapitel zur Grammatik des gesprochenen Deutsch hat.

nur unsystematisch gehen sie auf Nonstandardphänomene ein. Und daraus folgt, dass diese Grammatiken, selbst wenn sie systematisch auch Sprachwandelphänomene behandeln würden (was sie aber nicht tun), sich höchstens in Bezug auf die Standardsprache äußern könnten. Gerade in Bezug auf Varianz und Wandel im gesprochenen Nonstandardbereich, in dem aber eigentlich der Großteil unserer Alltagskommunikation stattfindet, wären sie also selbst in diesem – imaginären! – Idealfall von vornherein unbrauchbar.

Schließlich sei darauf hingewiesen, dass vom Sprachwandel selbstverständlich auch die Standardsprache betroffen ist. Wäre dies nicht so, wäre ja das Deutsche eine tote Sprache. Diesem Wandel geht ein Sprachnormenwandel voraus, der alle Sprecherschichten der deutschen Sprachbevölkerung ergreift (vgl. Dovalil 2006).

5. Willst du (be)lehren, so kenne dein Fach!

Bislang haben wir zu zeigen versucht, aus welchen Gründen wir Sicks sprachpflegerisches und sprachrichterisches Auftreten für konzeptionell verfehlt, fachlich veraltet und sprachsozial schädlich halten. Es gibt aber auch noch mindestens einen weiteren, äußerst gewichtigen Grund, warum wir den »Zwiebel-fisch« im Gegensatz zur Rezensentin für den Sprachunterricht keineswegs empfehlen können: Sicks Kolumnen enthalten zahlreiche, häufig ausgesprochen elementare inhaltliche und terminologische Fehler, die eigentlich keiner, der jemals – egal, ob romanistische oder germanistische – Sprachwissenschaft studiert hat, begehen dürfte. Und erst recht nicht, wenn er als »Sprachrichter« auftritt.

Um hier alle diese Fehler aus den drei Bänden korrigieren zu können, wäre mehr Raum nötig, als uns zur Verfügung

steht. Aus den ersten beiden Bänden seien nur einige Unsäglichkeiten herausgegriffen, wie:

»normalerweise steht das Attribut vor dem Hauptwort« (Sick 2004: 24),

»Bei Gleichheit sagt man wie, bei Ungleichheit als. Das nennt man Positiv und Komparativ« (Sick 2004: 295),

»Das Füllwörtchen ›halt‹ ist weder falsches Deutsch, noch ist es schlechtes Deutsch. Es ist mundartlich. Man benutzt es vor allem im süddeutschen Raum, dort, wo alemannische und bairische Dialekte gesprochen werden. In der Hochsprache sind eher die gleichbedeutenden Ausdrücke ›eben‹ und ›nun einmal‹ gebräuchlich« (Sick 2005: 112).

»Adventszeit ist die Zeit des Advents, hier lässt sich das Fugen-s also mit dem Genitiv rechtfertigen« (Sick 2005: 182).

Aus dem vorliegenden dritten Band wählen wir ein einziges Beispiel, das wir etwas näher kommentieren wollen. Sick schreibt:

»Von seiner grammatischen Struktur ist das Wort ›Bevölkerung‹ also kein Kollektivum (= Sammelbegriff) wie ›Volk‹, sondern beschreibt einen Vorgang: den Vorgang des Bevölkerungens. Es bedeutet somit nicht ›Volk‹, sondern ›Besiedelung‹« (Sick 2006: 170).

Das Problem ist auch hier ein Zweifaches. Zum einen kann ein Wort niemals von seiner grammatischen Struktur, sondern einzig und allein von seiner Bedeutung ein oder eben kein Kollektivum sein. Kollektiva haben nämlich nicht im Geringsten eine nur für sie charakteristische grammatische Struktur, an denen man sie erkennen könnte. Vielmehr werden sie nach Wortbildungsmustern gebildet, nach denen auch die zahlreichen anderen semantischen Klassen der Substantive gebildet werden, vgl. etwa *Mannschaft*, *Getreide*, *Schmuck* usw. ›Kollektivum‹ ist also eine rein semantische Kategorie, die mit grammatischer Struktur nichts zu tun hat. Zum anderen ist auch die Behauptung

tung – um es gelinde auszudrücken – höchst abenteuerlich, dass das Wort *Bevölkerung* nicht ›Volk‹, sondern den Vorgang des Bevölkerns, also ›Besiedelung‹ bedeutet. Es gibt wohl kaum MuttersprachlerInnen des Deutschen, die – so wie Sick offenbar – mit der ›Bevölkerung Deutschlands‹ nicht das dort lebende Volk, sondern den Prozess der Besiedelung des Landes meinen. Sollte jedoch Sick gemeint haben, dass das Wort deswegen ›Besiedelung‹ bedeute, weil aus *be*-Verben durch *-ung*-Suffigierung abgeleitete Substantive in der Regel Vorgänge bezeichnen, so führt er seine LeserInnen wieder in die Irre. In diesem Fall geht er nämlich von einer von ihm selbst erfundenen, in Wirklichkeit aber nicht existierenden semantischen Regel aus. Selbst wenn es nämlich Substantive gibt, auf die seine Beobachtung zutrifft, so gibt es viele andere, bei denen dies keineswegs der Fall ist (vgl. *Bemerkung*, *Berechtigung*, *Berührung*, *Bescheinigung*, *Beschränkung*, *Begrenzung* usw.). Man sieht also, wie sein eigenes Urteil den inkompetenten Richter entlarvt: Die mangelnde Kenntnis der Prozess(f)akten führt zu einem sachlich verfehlten, ungerechten Urteil. Vom Mythos der ›logischen Sprache‹ ausgehend erklärt der Richter selbst ein unschuldiges Substantiv für schuldig und will ihm mit erstaunlicher Überheblichkeit vorschreiben, was es auf Grund seines Fehlwissens zu bedeuten habe.

6. Schluss

Man kann – wie in unserem Fall – als Sprachwissenschaftler und (ehemaliger bzw. derzeitiger) DaF-Lehrer über das Phänomen »Sick« staunen, sich am »Zwiebelfisch« erfreuen oder auch sich über ihn bzw. darüber ärgern. Gerade im letzteren Falle könnte man das Buch *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod – Folge 3* aber eigentlich schnell beiseite legen und sich wieder unterhaltsameren und/oder seri-

öseren Dingen zuwenden. Denn es zeigt sich beim Durchblättern des Buchs unseres Erachtens nach schnell, dass Sick weder in sprachwissenschaftlicher noch in sprachdidaktischer Hinsicht Profi ist. In der Rezension, auf die wir hier reagieren, wird das Buch jedoch keineswegs nur als ›unterhaltend‹ empfohlen, sondern geradezu als Lehrwerk behandelt. Anders gesagt: Dadurch, dass eine unserem Eindruck nach eher schnell dahingeschriebene Kurzz Rezension von einer seriösen Fachzeitschrift vorschnell abgedruckt wird, droht das Buch gewissermaßen die Approbation als Fachbuch für den DaF-Unterricht zu erhalten. Wir halten die Bücher Sicks aus sprachdidaktischer Sicht für untauglich und aus sprachaufklärerischer Sicht für kontraproduktiv. Und wir gingen eigentlich davon aus, dass die meisten KollegInnen es genauso sehen. Aber dessen sind wir uns inzwischen gar nicht mehr so sicher. Jedenfalls sahen wir uns durch das Erscheinen des Rezensionstextes dazu veranlasst, die Gründe für unser Urteil so detailliert darzulegen.

Haben wir Gegenvorschläge? In Bezug auf Unterhaltung nicht, denn das ist bekanntlich Geschmackssache. Wer sich aber kompetent über Grammatik informieren will, greife zu den bewährten didaktischen und/oder wissenschaftlichen Grammatiken (Helbig/Buscha, Duden, Eisenberg, die IDS-Grammatik u. a.). Man muss sie freilich benutzen können und sich darüber bewusst sein, dass auch sie nicht die letzten Antworten zu geben vermögen; aber wer das in seinem Studium nicht gelernt hat, sollte vom Deutschunterricht – ob an MuttersprachlerInnen oder NichtmuttersprachlerInnen – die Finger lassen. Und wer tatsächlich meint, durch die Lektüre der Sick'schen Bücher auch etwas gelernt zu haben, dem seien als Kontrastprogramm z. B. die ersten beiden Kapi-

tel der Sprachgeschichte von Peter von Polenz (Band 1, 2000) empfohlen, in der er/sie etwas über »die Veränderbarkeit von Sprache und wie man darüber denkt« und »Grundbegriffe der Sprachentwicklung« wie Sprachwandel, Sprachökonomie und Sprachvariation erfahren kann. Dort erfährt man auf 80 Seiten mehr über das Wesen von Sprache und den sachgerechten Umgang mit Sprache und Sprachkritik als auf ca. 750 »Zwiebelfisch«-Seiten.

Und schließlich: Sprachberatung hat – im Gegensatz zu Sprachpflege und Sprachkritik im traditionellen Sinne (Wustmann, Urbanek, Sick etc.) – durchaus auch in modernen, liberalen Gesellschaften wie der unseren ihren Platz. Sie darf nur nicht – wie Sick es tut – die Rolle beanspruchen, als stillschweigende oder gar deklarierte Normautorität eine ganze Sprachgemeinschaft belehren und zu rechtweisen zu wollen. Ihre wichtigste Aufgabe sollte im Gegenteil gerade darin bestehen, Vielfalt und Wandel als natürliche Eigenschaften von Sprache bewusst zu machen und den angemessenen, toleranten Umgang mit ihnen zu fördern. Dazu gehört natürlich an erster Stelle der Abschied von der aus alten Zeiten ererbten Vorstellung, dass Sprachgebrauchsformen kategorisch als entweder richtig oder falsch auszuweisen seien. Vielmehr soll eine linguistisch und sprachsozial vertretbare Sprachberatung auf Grund sorgfältiger Beobachtungen und fachgerechter, fundierter linguistischer Beschreibungen dabei helfen, in der Vielfalt der Sprache diejenigen Formen zu finden, die am jeweiligen Ort, in der jeweiligen Kommunikationssituation und dem jeweiligen Kommunikationspartner gegenüber angemessen sind. Kurzum: Was wir dringend brauchen, ist nicht der »Zwiebelfisch«, sondern eine *soziolinguistisch fundierte Sprachberatung*.

Literatur

- Ammon, Ulrich, Bickel; Hans; Ebner, Jakob; Esterhammer, Ruth; Gasser, Markus; Hofer, Lorenz; Kellermeier-Rehbein, Birte; Löffler, Heinrich; Mangott, Doris; Moser, Hans; Schläpfer, Robert; Schloßmacher, Michael; Schmidlin, Regula; Vallaster, Günter: *Varietätswörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin; New York: de Gruyter, 2004.
- Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). Bearbeitet von Stephan Elspaß und Robert Möller 2003 ff. (www.uni-augsburg.de/alltagssprache).
- Barbour, Stephen; Stevenson, Patrick: *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin; New York: de Gruyter, 1998.
- Davies, Winifred; Langer, Nils: *The Making of Bad Language*. Bern; Berlin; Brüssel; Frankfurt am Main; New York; Oxford; Wien: Lang, 2006.
- Dovalil, Vít: *Sprachnormenwandel in geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik*. Bern; Berlin; Brüssel; Frankfurt am Main; New York; Oxford; Wien: Lang, 2006 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft, 63).
- Duden. *Die Grammatik*. 7. völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag, 2005 (Duden 4).
- Duden. *Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag, 2007 (Duden 9).
- Durrell, Martin: »Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache«, *Der Deutschunterricht* 56, 1 (2004).
- Eichinger, Ludwig M.; Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin; New York: de Gruyter, 2005.
- Eisenberg, Peter: *Grundriß der deutschen Grammatik*. Band 1: *Das Wort*. Band 2: *Der Satz*. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart: Metzler, 2004.

- Elspaß, Stephan: »Zum sprachpolitischen Umgang mit regionaler Variation in der Standardsprache«. In: Kilian, Jörg (Hrsg.): *Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat*. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag, 2005, 294–313 (Thema Deutsch, 6).
- Funk, Hermann; Koenig, Michael: *Grammatik lehren und lernen*. Berlin; München; Wien: Langenscheidt, 1991 (Fernstudien-einheit, 1).
- Helbig, Gerhard; Buscha, Joachim: *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht* [Neubearbeitung]. Berlin; München; Wien; Zürich; New York: Langenscheidt, 2001
- Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.): *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen: Narr, 1982.
- König, Werner: *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bände. Ismaning: Hueber, 1989.
- Law, Claudia: *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland. Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen*. Berlin; New York: de Gruyter, 2007 (Studia Linguistica Germanica, 84).
- Neuland, Eva (Hrsg.): *Sprachvariation im heutigen Deutsch*. Themenheft der Zeitschrift *Der Deutschunterricht* 56, 1 (2004).
- Neuland, Eva (Hrsg.): *Sprachkritik: Neue Entwicklungen*. Themenheft der Zeitschrift *Der Deutschunterricht* 58, 5 (2006).
- Polenz, Peter von: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. 3 Bände. Berlin; New York: de Gruyter, 1994/1999/2000.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. 10. Auflage Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2004.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2005.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006.
- Urbanek, Ferdinand: *Gutes Deutsch heute. Vorstöße und Verstöße der deutschen Gegenwartssprache*. Paderborn: IFB, 2002.
- Wustmann, Gustav: *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen*. 3., verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: Grunow (1903).
- Zifonun, Gisela; Hoffmann, Ludger; Streckler, Bruno: *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bände. Berlin; New York: de Gruyter, 1997.

Antwort auf Péter Maitz/Stephan Elspaß und *Einladung zur Diskussion*

Werner Roggausch

Vorbemerkung

Péter Maitz und Stephan Elspaß nehmen Stellung zur Besprechung des Buches von Bastian Sick »Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod«, die in *Info DaF* 2/3 2007 erschienen ist. Sie bezweifeln Sicks fachliche Kompetenz und kritisieren vehement seine normative Intention. Maitz/Elspaß vermochten mich nicht zu überzeugen. Im Gegenteil, ich halte ihre Position für höchst angreifbar und formuliere im Folgenden konträre Thesen.

Stellungnahmen von Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift sind willkommen und werden, wenn sich eine interessante Diskussion absehen lässt, in einem der folgenden Hefte abgedruckt.

Maitz/Elspaß argumentieren vehement gegen die Bücher und Kolumnen von Bastian Sick. Sie formulieren ihre Kritik auf mehreren Ebenen.

Sie werfen dem Autor unzureichende linguistische Kenntnisse und sachlich-fachliche Fehler vor. Die Belege zur Verifizierung dieses Vorwurfs überzeugen mich nicht recht. Aber dies ist mir nicht so wichtig. Ich will die Beispiele nicht im Einzelnen kommentieren. Ich will auch freimütig einräumen, dass mir die Autoren an sprachwissenschaftlichem Sachverstand überlegen sind.

Explizit und implizit entwickeln Maitz/Elspaß Grundannahmen zu den Aufgaben der Linguistik. Kernaufgabe der Linguistik sei die Beschreibung des realen Sprachgebrauchs, nicht jedoch Sprachpflege, normative Vorschriften und Wer-

tungen. Die Linguistik sei keine Instanz und keine Institution, die über sprachliche Richtigkeit entscheide. Ich könnte dies als argumentativen Ausgangspunkt für wissenschaftlich deskriptive Grammatiken natürlich akzeptieren, obwohl ich die These wage, dass selbst diese aus Entscheidungsproblemen über falsch und richtig nie ganz herauskommen und bei Zweifelsfällen oder sprachlichen Neuerungen normgesteuerte Positionen vertreten. Der Autor Bastian Sick lässt sich jedoch nicht an Kategorien der wissenschaftlichen Grammatik messen. Ich verstehe seine Intention vielmehr an der Schnittstelle von Sprachwissenschaft, Pädagogik und Unterhaltung! Das ist wohl auch gar nicht kontrovers. So sehen das Maitz/Elspaß auch. Und nun donnern sie ihm entgegen: Er vertrete eine »überholte, wissenschaftlich unhaltbare und sprachsozial höchst schädliche Position«. Und am Ende ihres Textes dann gleich noch einmal: Sie halten »Sicks sprachpflegerisches und sprachrichterliches Auftreten für konzeptionell verfehlt, fachlich veraltet und sprachsozial schädlich«. Ich bin nun ganz der gegensätzlichen Meinung und will hier pointiert festhalten: Ich halte Sicks Intentionen für begründet, aktuell und nützlich!

Maitz/Elspaß sind ganz offenbar der Auffassung, bei Muttersprachlern stelle sich ein angemessener, normgerechter und funktionsfähiger Sprachgebrauch von selber ein. Demnach sei es sinnlos,

ihnen, den Muttersprachlern, »Ratschläge zu geben, welche Regeln sie beim Sprechen und Schreiben beachten sollten«. Ich halte das für eine verblüffende, von keinerlei Empirie, nicht einmal vom ersten Augenschein gestützte Behauptung. Ganz im Gegenteil: Wer den realen Sprachgebrauch von Kindern und Jugendlichen, von Abiturienten und Studierenden, auch von Erwachsenen außerhalb der intellektuellen Milieus, selbst von Journalisten und Fernsehmoderatoren anschaut, der sieht nun wahrlich überall deutliche Defizite: Grammatische Fehler, unzureichendes mündliches Ausdrucksvermögen, klischeehafte Sprache und Mangel an Differenzierungsvermögen, eine mündliche Alltagssprache, die selbst schlichten pragmatischen Zwecken kaum genügt, schon gar nicht einem etwas weitergehenden intellektuellen Anspruch, oft genug nicht einmal in Ansätzen die Beherrschung der Schriftsprachlichen Register oder der Regeln für verschiedene Textsorten. Fachleute sagen, dass ein Drittel der Hauptschulabsolventen wegen Defiziten, die auch sprachlicher Art sind, nicht ausbildbar seien. Die deutschen Hochschulen beginnen, Deutschkurse für deutsche Abiturienten einzurichten, weil deren Sprachvermögen für Ansprüche, die eigentlich im Studium selbstverständlich sein müssten, nicht ausreicht. Wir haben bei der Pisa-Studie auch wegen der unzureichenden Beherrschung der Muttersprache bei vielen Schülerinnen und Schülern schlecht abgeschnitten.

Über sprachlich defizitär ausgebildete Unterschichtkinder ist viel geforscht und viel geschrieben worden.

Wenn ich also das sprachliche Vermögen durchschnittlicher Sprecher anschau, dann gelange ich zu dem Schluss, dass wir ganz dringend normgestützte Spracherziehung, Sprachpflege und Sprachpädagogik benötigen. Dies müsste

als vordringliche Aufgabe des Deutschunterrichts auf allen Schulstufen verstanden werden. Wer sich bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit der Sprachbeherrschung, die sich von selbst einstellt, zufrieden gibt, der verurteilt große Prozentanteile zu lebenslangen sprachlichen Defiziten. Und dafür werden sie auch ganz handfest bestraft: Durch die Verachtung, die sie auf sich ziehen, und durch schlechtere Chancen bei jeder Bewerbung. Wer sich also normativen Ansprüchen an Sprachbeherrschung und Sprachkultur widersetzt, der lässt die Kinder und Jugendlichen mit sprachlichen Defiziten genau in die Diskriminierung laufen, der er deklamatorisch entgegenzutreten vorgibt.

Maitz/Elspaß werfen Sicks vor, er könne sich nicht »von seinem latenten Ideal der kultivierten und über allen Varietäten stehenden standardsprachlichen Norm lösen«. Mir scheint, die Anstrengung aller beteiligten Institutionen vom Elternhaus über Kindergarten und Schule bis zur Universität sollte sich genau darauf richten: Auf das Ideal anspruchsvoller standardsprachlicher Norm!

So verstanden hätte ich auch keine Einwände gegen den von Maitz/Elspaß heftig gescholtenen Aristokratismus, wenn nämlich unter Aristokratismus ein hoher ästhetischer Anspruch, Differenzierungsvermögen und sprachliche Kultur verstanden wird. Angesichts zunehmender gesamtgesellschaftlicher Verwahrlosungstendenzen, die sich auch in der Sprache niederschlagen, sollten diese Ansprüche von den gesellschaftlichen Eliten bewusst und offensiv vertreten werden.

Natürlich ist dies keine mit Kategorien der Linguistik zu stützende Position, sie ist vielmehr politisch-pädagogisch. Aber genau dort sehe ich Sicks Intention. Und sie verdient jede Unterstützung.

Sick wolle, so schreiben Maitz/Elspaß, nicht nur unterhalten, sondern auch orientieren und belehren. Genau das! Und dafür kann er noble und ehrwürdige Traditionen in Anspruch nehmen: »aut prodesse, aut delectare ...«

Der Text von Maitz/Elspaß hat Tiefenschichten, die nicht explizit angesprochen werden, gleichwohl zugänglich sind. Diesen Tiefenschichten will ich, über den Anlass hinausgehend, noch einige Überlegungen widmen: Maitz/Elspaß sehen die Aufgaben der Sprachwissenschaft als deskriptiv, ausdrücklich nicht als normgebend an. Nun, der Positivismusstreit ist nicht beendet. Für die Geisteswissenschaften, die immer auch hermeneutische Disziplinen sind, gibt es kein Entkommen aus normativen Fragen und Richtig-Falsch-Entscheidungen. Sicher: Sie können sich auf das, was positiv der Fall, nachweisbar und faktisch ist, beschränken. Aber um einen teuren Preis: Sie werden dann banal und belanglos. Dieser Rückzug auf das vermeintlich ideologiefrei Faktische war nach dem Zweiten Weltkrieg angesichts der Unterwerfung vieler Wissenschaftler unter Indienstnahme durch nationalsozialistische Politik gewiss eine angemessene Gegenposition (wenngleich inhaltsleer und überhaus harmlos); und das darin wirksame schlechte Gewissen war mehr als begründet. Aber einem Normdiskurs entkommen die Geisteswissenschaften auf die Dauer nicht, es sei denn blank dezisionistisch. Wer denn, wenn nicht unsere Universitäten und unsere besten Wissenschaftler, könnten und sollten zur Definition begründeter humaner und anspruchsvoller Normen etwas beitragen. Wenn die Geisteswissenschaften diesen Anspruch von sich weisen, verurteilen sie sich zur Bedeutungslosigkeit.

Angesichts der aktuellen Reform der Studiengänge wird häufig der Anspruch der alten Humboldtschen Universität hoch

gehalten und verteidigt. Humboldt lässt sich schwerlich für positivistische Geisteswissenschaften, die sich auf Normdiskurse und politisch-praktische Konsequenzen nicht einlassen, in Anspruch nehmen. Erkennen und Handeln sind nie ganz und gar zu treffen. Wissenschaft und Didaktik, Erkenntnis und gesellschaftliche Praxis stehen immer im Bezug zueinander. Mit allen großen Namen aus der Geschichte der Hermeneutik, mit Nietzsche und Schleiermacher, mit Gadamer und Habermas, sogar mit Max Weber (freilich mit einem dialektischen Purzelbaum hinter seinem Rücken) wäre die These zu stützen, dass praktisches Wollen die Wissenschaft treibt und legitimiert.

Und nun wieder zurück zum aktuellen Anlass: Unsere Gesellschaften stellen nicht von selbst vernünftige Praxis, humane Erziehung, ästhetische Ansprüche und gute Sprachbeherrschung her. Dazu müssen sich alle Institutionen, die es vermögen, unentwegt engagieren. Wir brauchen sprachliche Normen, hohe Ansprüche, Sprachpflege und Spracherziehung. Es mag schon sein, dass auch Sick nicht viel bewirkt. Aber sein Bemühen verdient jede Unterstützung.

Was hat das nun mit Deutsch als Fremdsprache zu tun? Vielleicht auf den ersten Blick wenig. Aber die muttersprachliche Ausbildung von Kindern und Jugendlichen sowie die Ausbildung von Deutschlehrern sind längst Felder, auf denen von homogener Muttersprache nicht mehr die Rede sein kann. In den Schulklassen sind in zunehmender Zahl Schülerinnen und Schüler, für die das Deutsche nicht Muttersprache ist. In jeder Ausbildung von Deutschlehrern sollte daher DaF berücksichtigt werden und einen definierten curricularen Stellenwert haben.

Meine Erfahrung in zahlreichen Ländern lässt mich die These wagen, dass in den

meisten Fällen die Ansprüche an normgerechte Sprachbeherrschung deutlich höher sind als bei uns in Deutschland und dass in schulischer Ausbildung und Erziehung dieser Anspruch auch praktisch wird. Wo nun das Deutsche als

Fremdsprache erforscht und gelehrt wird, da ist nun vollends der Verzicht auf Regeln und Normen, auf das Unterrichten von Regeln und das Üben regelgeleiteten Sprechens und Schreibens ganz undenkbar.